Der Fall Grimm-Hoffmann.

Er gehört bereits der Vergangenheit an — der „Fall Grimm-Hoffmann" — und die leichtlebige, gegen Sensationen abgestumpfte Mitwelt hat ihn fast schon vergessen. Das Eintreffen schweizerischer Zeitungen mit näheren, vom Kabel verschwiegenen Einzelheiten läßt es indes ratsam erscheinen, ihn noch einmal ans Licht zu holen, um seine Ursachen und seine möglichen Folgen zu erwägen.

Demissionen leitender Persönlichkeiten sind heute in den kriegführenden wie den neutralen Ländern keine Seltenheit und an sich hätte der Rücktritt des Leiters der schweizerischen Auslandspolitik also kaum derartigen Staub aufgewirbelt, wie es in Wirklichkeit geschah, wären nicht Begleitumstände hinzugekommen, die ihn zu einem internationalen Ereignis machten.

Um kurz die Tatsachen zu rekapitulieren: Der Herausgeber der Berner Tagwacht, Grimm, ein Sozialist, der selbst im Lager der Genossen sich keiner allzugroßen Liebe und Achtung erfreut, versuchte seit dem Sturz des Zaren, nach Rußland zu reisen, um dort für den Frieden tätig zu sein. Miljukow verweigerte ihm die Erlaubnis, als indes die russischen Sozialisten in der provisorischen Regierung ans Ruder gelangten, ließ man die Einwände fallen und gestattete Grimm, nach Petrograd zu kommen.

Am 27. Mai langte von der Schweizer Gesandtschaft in der russischen Hauptstadt das folgende chiffrierte Telegramm bei dem Leiter der politischen Abteilung in Bern, Bundesrat Dr. Hoffmann an:

„Herr Nationalrat Grimm, der sich gegenwärtig in Petrograd aufhält, bittet uns, Herrn Bundesrat Hoffmann ein Telegramm folgenden Inhalts zu übermitteln:

Friedensbedürfnis ist allgemein vorhanden. Ein Friedensschluß ist in politischer, wirtschaftlicher und militärischer Hinsicht zwingende Notwendigkeit. Diese Erkenntnis ist an maßgebender Stelle vorhanden. Hemmungen bereitet Frankreich, Hindernisse England. Die Verhandlungen schweben gegenwärtig und die Aussichten sind günstig. In den nächsten Tagen ist neuer, verstärkter Druck zu erwarten. Die einzig mögliche und gefährlichste Störung aller Verhandlungen könnte nur durch eine deutsche Offensive im Osten erfolgen. Unterbleibt diese Störung, so wird eine Liquidation in relativ kurzer Zeit möglich sein.

Eine vom Arbeiterrat einberufene internationale Konferenz ist ein Teil der Friedenspolitik der neuen Regierung. Das Zustandekommen dieser Konferenz gilt als sicher, sofern die Regierungen keine Paßschwierigkeiten machen. Alle Länder haben ihre Beteiligung zugesagt. Unterrichten Sie mich, wenn möglich, über die Ihnen bekannten Kriegsziele der Regierungen, da die Verhandlungen dadurch erleichtert würden. Ich halte mich noch zehn Tage in Petrograd auf."

Hoffmann antwortete am 3. Juni, also eine Woche später, an die Schweizer Gesandtschaft in Petrograd:

„Bundesrat Hoffmann ermächtigt Sie, Grimm folgende mündliche Mitteilungen zu machen. Es wird von Deutschland keine Offensive unternommen werden, solange mit Rußland gütige Einigung möglich scheint. Aus wiederholten Besprechungen mit prominenten Persönlichkeiten habe Ueberzeugung, daß Deutschland mit Rußland beiderseits ehrenvollen Frieden anstrebt mit künftigen engen Handels- und Wirtschaftsbeziehungen und finanzieller Unterstützung für Wiederaufbau Rußlands. Nichteinmischung in Rußlands innere Verhältnisse, freundschaftliche Verständigung über Polen, Litauen, Kurland unter Berücksichtigung ihrer Völkereigenart, Rückgabe besetzten Gebietes gegen Rückgabe von Rußland besetzten Gebietes an Oesterreich. Bin überzeugt, daß Deutschland und seine Verbündeten auf den Wunsch von Rußlands Verbündeten sofort in Friedensverhandlungen eintreten würden. Bezüglich der Kriegsziele nach dieser Seite verweise auf Kundgebung in „Norddeutscher Allgemeiner Zeitung", worin grundsätzliche Uebereinstimmung mit Asquith über die Frage der Annexionen behauptet wird, Deutschland wolle keine Gebietserweiterungen zum Zwecke der Vergrößerung sowie der politischen und wirtschaftlichen Machterweiterung."

Diese chiffrierte Depesche wird von englischen Spitzeln abgefangen und am 17. Juni in dem Ententeorgan des schwedischen Sozialisten Branting veröffentlicht. Die provisorische Regierung verfügt die Ausweisung Grimms. Die alliierte Presse erhebt ein wütendes Gezeter ob des „unneutralen Versuchs eines neutralen Ministers, einen Sonderfrieden zwischen Rußland und den Mittelmächten herbeizuführen", Bundesrat Hoffmann legt sofort sein Amt nieder, Presse und Regierung der Schweiz desavouieren in nicht mißzuverstehender Weise den eigenmächtigen Schritt, und die Deutschschweizer helfen, um die aufgeregten Gemüter der Westschweiz zu beruhigen, einem Vertreter derselben, dem bisherigen Vorsitzenden des internationalen Roten Kreuzes, Ador, als Nachfolger Hoffmanns in den Bundesrat.

Das Geheimnis, wie die chiffrierte Depesche an die Schweizer Gesandtschaft in Petrograd bekannt werden konnte, löst die Berner „Tagwacht" mit den folgenden Enthüllungen:

„Schon seit Monaten sind alle russischen Zollstationen unter der Kontrolle englischer Offiziere, und sowohl alle Paßsachen, die ins Land gehen oder das Land verlassen, als auch der ganze Telegraphenverkehr stehen unter englischer Kontrolle. Auch die unbedeutendste Privatmeldung wird der englischen Zensur unterworfen, bevor sie über die Grenze gehen darf. Es ist eine wohlbekannte Tatsache, daß, obwohl das revolutionäre Rußland die Zensur im Innern des Landes abgeschafft, England sie an den Grenzen des Reiches wieder eingesetzt hat. Diese Kontrolle bezieht sich übrigens nicht nur auf Waren, Briefe und Telegramme, sondern sogar auf Personen, welche das frühere Zarenreich nur betreten dürfen, nachdem die zuständigen englischen Behörden ihre Zustimmung gegeben haben. Auf gleiche Weise wird jedes Telegramm, das nach Rußland geschickt wird oder von dort kommt, zensiert, bevor es die Grenzstation verlassen kann. Die Depesche des Herrn Hoffmann muß somit auch der gleichen Prozedur unterworfen und vom englischen Zensor an der russischen Grenze übersetzt worden sein, ehe sie an den Schweizer Gesandten in Petersburg weitergegeben wurde. Natürlich kam diese Angelegenheit dem Herrn Buchanan gelegen, den gehaßten Zimmerwalder zu verdächtigen. Harmlosere Sachen sind von der Diplomatie und der Inquisition schon oft mit gutem Effekt verwendet worden. Und in Herrn Branting fand Buchanan einen bereitwilligen Knecht."

Branting hatte, wie es heißt, außerdem mit Grimm noch eine alte Rechnung zu begleichen, da der Schweizer Sozialist bei seiner Anwesenheit in Stockholm die Fronde gegen Branting in der eigenen Partei mit zu organisieren half. Auch andere Feinde Grimms mögen ihre Hand im Spiele gehabt haben, denn von Anfang an begegnete man in Ententekreisen seiner Reise mit Mißtrauen und ließ den angeblichen „deutschen Agenten", der in Wirklichkeit sein Leben lang ein heftiger Gegner der deutschen Regierung gewesen war, auf Schritt und Tritt überwachen. Was von dem Charakter Grimms zu halten ist, ergiebt sich aus seinem Versuch, nach der Enthüllung alle Schuld auf den Leiter der schweizer politischen Abteilung, Bundesrat Hoffmann, abzuwälzen, der das einzige tragische Opfer des Falles ist.

Hoffmann hatte seit seiner Präsidialschaft die Leitung des politischen Departements inne, und ist ohne Zweifel — das wird auch von den Gegnern anerkannt — der bedeutendste Kopf der Schweizer Regierung, ein Mann von stupendem Wissen, von unermüdlicher Arbeitskraft, genialer Intuition, unbeugsamer Energie, ein internationaler Politiker, wie ihn die Schweiz seitlangen, wenn überhaupt je, besessen. Und ein derartiger Ausnahmemensch stürzt über die Antwort an einen unbedeutenden politischen Feind — denn das war Grimm — stürzt über einen Versuch, den er vorher mehrmals selbst aufs entschiedenste als unzeitgemäß verdammt, dessen Gelingen ihn zum größten Wohltäter der Menschheit gemacht hätte und dessen Fehlschlag ihm das Amt und damit die Möglichkeit nimmt, weiter in diesen ernsten Zeiten seinem Vaterland mit seinem Wissen und Können über die Untiefen der internationalen Politik hinwegzuhelfen.

Denn das war in allem, was Dr. Hoffmann tat, das eine leitende Motiv: die Liebe zu seinem Heimatlande, das, eingekeilt zwischen den Teilnehmern an dem furchtbarsten Kriege der Weltgeschichte, abgeschnitten von jedem direkten Handel, wie keine andere neutrale Nation unter einer Fortdauer des Blutvergießens zu leiden hatte und trotz dieser eigenen Schwierigkeiten wie kein anderes Land stetig bemüht war, die Leiden der Kriegführenden zu mildern. Mit einer bewundernswerten Ruhe und Geschicklichkeit, mit einem diplomatischen Talent, das ganz einzig war, hatte es Hoffmann verstanden, durch nahezu drei Kriegsjahre die auswärtige Politik der Schweiz so zu steuern, daß von keiner Seite ihre Neutralität auch nur in der leisesten Form verdächtigt werden konnte. Unter seiner Leitung war die Eidgenossenschaft das Muster der Unparteilichkeit und das, trotzdem sie auf den Handel mit beiden Seiten angewiesen war, also tausend gefährliche Klippen zu umschiffen hatte, wollte sie nirgends anstoßen.

Im entscheidenden Augenblick an der gefährlichsten Stelle ist dieser kluge Steuermann jetzt von der Brücke getreten und hat die weitere Leitung einem wohlmeinenden, aber doch kaum über eine derartige Erfahrung verfügenden Nachfolger überlassen müssen, dem noch dazu durch die Demonstrationen in der West-Schweiz, vielleicht gegen seinen Willen, der Charakter eines Alliierten-Freundes aufgedrückt ist.

Hier liegt die große Gefahr. Der Krieg hat die Rassegegensätze innerhalb der Schweiz verschärft, auch wenn er zuzeiten die widerstrebenden Elemente einander näher zu bringen schien. Die Begleitumstände des Falles Hoffmann haben bewiesen, daß auf beiden Seiten trotz des Suchens der Leiter nach einer Verständigung, bei den Massen das gegenseitige Mißtrauen außerordentlich stark ist. Die Reden der Mercier, Pelet, Rapin, Willemin e tutti quanti in Lausanne und Genf, die Pöbelangriffe auf das deutsche, das österreichisch-ungarische und das türkische Konsulat in Genf, die Wutausbrüche einiger bezahlter Alliierten-Zeitungen der West-Schweiz sollten zu denken geben, besonders wenn man sich an frühere Leistungen auf demselben Gebiete erinnert und die mehr als fragwürdige Rolle in Betracht zieht, die Genf als Lügennest während des Krieges gespielt hat. Der Schweizer Gedanke geht in diesem Intransigententum fast ganz verloren, sein Hort sind heute fast allein noch die Deutsch-Schweizer, die weitblickender auch erkannt haben, daß es in diesem Krieg um die Unabhängigkeit, ja die Existenz der Schweiz geht. Ein neuer Kriegswinter mit Abschneidung oder Beschränkung der Lebensmittelzufuhr aus den Ver. Staaten und, automatisch folgend, mit einer Kohlenblockade seitens Deutschlands mag die Schweiz zur Entscheidung zwingen und in den Krieg hineinziehen. Das aber bedeutete ihr Ende; denn ebensowenig wie die Deutsch-Schweizer Seite an Seite mit der Entente kämpfen könnten, vermöchten die Bewohner der West-Schweiz ein Bündnis mit den Mittelmächten zu ertragen. Die zentrifugalen Kräfte würden die Oberhand gewinnen, und der schöne Traum des Weltfriedens, wie er sich in dem Rassengemisch der Schweiz symbolisierte, wäre vorüber.

Die Schweiz bezieht monatlich etwa 1,600,000 Tonnen Kohle aus Deutschland im Austausch gegen eigene Erzeugnisse. Im Augenblick, da diese Zufuhr aufhörte, würde sie wirtschaftlich verhungern, da Frankreich ebenso wie Italien nicht in der Lage sind, auch nur die eignen Kohlenbedürfnisse zu befriedigen, geschweige denn von ihren kleinen Vorräten abzugeben. Seit dem Eintreten Amerikas in den Weltkrieg, hängt aber über den Neutralen Europas das Damoklesschwert eines Embargos der Ver. Staaten auf Lebens- und Futtermittel und damit eines Ausfuhrverbots auf Kohle von Seiten Deutschlands, wie es Holland gegenüber dieser Tage bereits erlassen wurde.

Das ist die große Gefahr, die der weiterschauende Hoffmann in ihrer ganzen Bedeutung erkannte und die er durch Förderung der Friedensbewegung abzuwenden hoffte. An sich enthalten die beiden Telegramme von und an Grimm nichts kompromittierendes, im Gegenteil die Tatsache, daß Grimm erst anfragte, beweist, daß vorher keine Verständigung bestand, von einem Friedens-„Komplott" also nicht die Rede sein kann. Auch sonst findet sich kein Wort, daß ein Separatfrieden erstrebt wird, sondern beide Depeschen deuten auf einen allgemeinen Frieden beider Gruppen. Was Hoffmann über die Friedensbedingungen Deutschlands mitteilt, ist Eingeweihten seit Langem bekannt gewesen, also keine „deutsche Einflüsterung" gewesen. Das ganze Verbrechen bestand darin, daß die Telegramme publik wurden und die schweizer Regierung kompromittierten.

Herr Hoffmann zog aus diesen Tatsachen sofort die richtigen Konsequenzen und demissionierte mit dem folgenden Schreiben an den Nationalrat:

Hochverehrter Herr Nationalratspräsident!

Die unbefugte Veröffentlichung einer chiffrierten Depesche, die ich durch Vermittelung der schweizerischen Gesandtschaft in Petrograd an den dort anwesenden Herrn Nationalrat Grimm richtete und in welcher ich meine Auffassung über die Friedensbedingungen der Zentralmächte gegenüber Rußland und in bezug auf die übrigen Alliierten auseinandersetzte, hat eine Lage geschaffen, die für die innerpolitischen Beziehungen des Landes verhängnisvoll werden kann.

Es wird niemand daran zweifeln, daß, als ich diesen Schritt aus eigener Entscheidung und auf meine eigene Verantwortung unternommen habe, ich ausschließlich für die Förderung des Friedens und damit im Interesse des eigenen Landes zu handeln bestrebt war. Ich könnte aber den Gedanken nicht ertragen, daß in diesen Zeiten größter politischer Spannung und Aufregung meine weitere Tätigkeit im Bundesrate eine Quelle des Mißtrauens, der Uneinigkeit und der Zerfahrenheit werden und damit meinem heißgeliebten Vaterlande zum Schaden gereichen könnte.

Ich bitte Sie daher, meine Demission als Mitglied des Bundesrates entgegennehmen zu wollen.

Genehmigen Sie, hochverehrter Herr Nationalratspräsident, die Versicherung meiner aufrichtigen Hochschätzung

Hoffmann, Bundesrat."

Dieser Brief liest sich nicht wie ein Schuldbekenntnis, und in den langen Debatten, die er ausgelöst, sind von keiner Seite die Beweggründe, die Herrn Hoffmann zu seiner Depesche veranlaßten, auch nur einen Augenblick angezweifelt worden, es sei denn von Herrn Willemin, dessen Tiraden indes kaum ernst genommen zu werden verdienen.

Am 20. Juni, einen Tag nach der Annahme der Demission, die der Bundespräsident mit einigen schlichten, aber warm empfundenen Worten der Anerkennung für die unschätzbaren Verdienste des Ausscheidenden begleitete, erfolgte mit überwältigender Majorität die Erwählung des 72jährigen Herrn Ador zum Nachfolger Hoffmanns. Der bisherige Präsident des Roten Kreuzes steht seit dem Jahre 1871 im politischen Leben. Anfänglich hieß es, daß er die Uebernahme der politischen Abteilung zur Bedingung der Annahme mache, später aber fand man, indem man mit dem Droz-Hoffmannschen System brach und wieder zu dem Wechsel der Departements im Kreise der Bundesräte zurückkehrte, eine alte zufriedenstellende Lösung der heiklen Frage.

Herr Ador hat vor siebzehn Jahren durch Annahme des Großkreuzes der Ehrenlegion sich in der Schweiz viele Feinde gemacht, aber durch die Leitung des Kriegshilfswerkes den Verdacht, allzugroßer Franzosenfreundlichkeit, stark entkräftet. Seine Annahmerede war würdig und betonte den Schweizer Gedanken. Trotzdem kann man sich nicht der Befürchtung erwehren, daß die romanische Schweiz jetzt im Bundesrat unverhältnismäßig stark vertreten sein wird, und diese Stärke eventuell zugunsten der Entente ausbeuten mag. Ein Blatt der Westschweiz leistete sich bereits den, etwas eigentümlichen Rat, die Leitung der auswärtigen Geschäfte nur einem Mann anzuvertrauen, der bei den Alliierten „persona grata" sei. Die Antwort aus der Deutschschweiz ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Aber unglücklicherweise hat der Fall Grimm-Hoffmann die Deutschschweizer unsicher gemacht. Sie fühlen sich mitschuldig und mögen eventuell in Erinnerung an diese Affäre künftig nicht die Energie finden, jeder Alliierten freundlichen Anwandlung Herrn Adors und seiner Gesinnungsgenossen gebührend entgegenzutreten. Angesichts der erneuten Hetze, die nicht nur gegen Hoffmann, sondern auch gegen die Chefs der Armee und des Generalstabs, gegen die Willes, von Sprechers, Eglis, Watterwyls und alle losbrach, die im Verdacht prodeutscher Gefühle stehen, ist es besonders bedauerlich, daß der Vorschlag, auf Grund der außerordentlichen Vollmachten, die der Bundesrat besitzt, seine seit 1912 betriebene Vergrößerung auf neun Mitglieder jetzt ohne Volksentscheidung vorzunehmen, nicht durchging und so keine Möglichkeit gegeben wurde, die Ueberlegenheit der deutschen Schweiz gebührend zum Ausdruck zu bringen.

Hoffen wir, daß auch im romanischen Teil der Eidgenossenschaft man sich wieder auf das Gemeinsame und nicht nur immer auf das Trennende besinnt. Nur bei vollkommener Einigkeit wird es der Schweiz möglich sein, die Stürme, die ihr bevorstehen, aufrecht und unversehrt zu überstehen.

Hoffmanns Sturz fiel gerade mit seinem 60sten Geburtstag zusammen. Seine Tat kann jetzt nicht vorurteilslos gerichtet werden. Die Zukunft wird ihm indes wahrscheinlich ebenso wie Dr. Ritter, dem aus Washington abberufenen Gesandten der Schweiz die gebührende Genugtuung bringen. Mag die Depesche Hoffmanns auch ein Fehler gewesen sein, so war es doch nur der Fehler eines Menschenfreundes und wahren Patrioten. Vor wenigen Monaten erst hat die Schweiz auf der Tagsatzung zu Stans den 500jährigen Geburtstag eines großen Friedensstifters gefeiert. Auch Hoffmann's Ziel war, einer leidenden Welt die Erlösung des Friedens zu bringen. Daß er damit keinen Erfolg hatte, war nicht seine Schuld, sondern allein Schuld jener Hetzer, die ihres persönlichen Ehrgeizes willen eine Fortsetzung des Krieges, ein Weiteropfern Hunderttausender von Menschenleben wollen.

S.

Die Einkreisung Deutschlands.

II. Frankreich tanzt nach Englands Pfeife.

Im vergangenen Jahr hat auf einem der Schlachtfelder Frankreichs ein Mann den Heldentod gefunden, den die dritte Republik zu ihren besten Söhnen zählen konnte: der General Marchand, der Mann von Faschoda. Als er vor jetzt fast zwanzig Jahren, damals noch ein schlichter Hauptmann, auf Befehl von Gabriel Hanotaux von Loango an der Westküste des französischen Kongolandes aus seinen berühmten Zug in das obere Nilgebiet begann und in Faschoda dann auf die Drohungen Kitcheners und der englischen Regierung hin und infolge der Weisungen Delcassés, des neuen Mannes am Quai d'Orsay, in Faschoda die französische Flagge niederholen mußte, mag ihm zumute gewesen sein wie einem Feldherrn, der auf höhern Befehl zu einer schimpflichen Uebergabe gezwungen wird. Sein Erlebnis mit den Engländern 1898 in Afrika macht ihn zu einem unverdächtigen Kritiker Englands, und wenn er, im Mai 1905, als Oberst und aktiver französischer Offizier, offen aussprach, England beabsichtige einen Krieg gegen Deutschland zu führen, es müßte denn sein, daß der deutsche Kaiser auf seine Ueberseepolitik verzichte, so hat dieses Zeugnis besondern Wert, zumal er in jenem Jahre mit seinem Urteil nicht allein stand. Im Pariser Eclair schrieb E. Judet damals nackt und nüchtern, Frankreich stehe vor der Aussicht, „im englischen Spiel als Soldat Eduards VII. gegen den König von Preußen zu dienen". Der Gedanke, der zurzeit alle andern in England überwiege, sei der, das „gepanzerte Spielzeug des Kaisers", die deutsche Flotte, zu zerbrechen. „Da der Sieg der Japaner ihren europäischen Verbündeten jetzt einen herrlichen Triumph bietet; ergreift sie die Ungeduld. Sie wollen schnell und stark zuschlagen, um Kiel zu zerstören und Hamburg zu verbrennen. Das ist der Grund, weshalb Eduard VII. sich bemüht, die Erinnerung an 1870 wieder wachzurufen und unsre Revanchelust zu hätscheln, und das ist der Grund, weshalb Wilhelm II., der das Gewitter vorausempfindet, auch einen Druck auf die Leitung der französischen Angelegenheiten ausüben will." Man erinnere sich: das Jahr, in dem politische Männer des französischen öffentlichen Lebens die Kriegslust Englands und die Rolle, die im kriegerischen Schachspiel Englands Frankreich zugedacht war, mit so eindeutigen Worten kennzeichneten und verurteilten, war das Jahr der Marokko-Angelegenheiten unfreundlichen Angedenkens, die ihren Ausklang fanden in der Konferenz von Algeciras.

1898, 1905, 1914, Faschoda, Marokko, Weltkrieg: das sind die drei Jahre, die entscheidend geworden sind für Frankreichs Schicksal, für Frankreichs Platz im Konzert der europäischen Mächte, seine Haltung zur englischen Politik der Einkreisung Deutschlands. Als um die Mitte der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts die französische Regierung in ihrer afrikanischen Politik den Weg einschlug, der zuerst entschlossen gegen Englands Anmaßung gerichtet war und vor Englands Anmaßung dann kläglich bei Faschoda endete, lag, wie schon erwähnt, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs in den Händen von Gabriel Hanotaux. Er kehrte sich nicht daran, daß 1895 Sir Edward Grey im Hinblick auf den Zug Marchands gedroht hatte, er glaube nicht, daß die Nachrichten davon auf Wahrheit beruhten, denn, so lauteten Greys Worte, wenn Frankreich damit noch einem Gebiete zielen sollte, „wo unsre Rechte schon so lange anerkannt sind, so würde das nicht nur ein unerwarteter Akt sein, sondern die französische Regierung muß genau wissen, daß es ein unfreundlicher Akt wäre und als solcher von England betrachtet werden würde". Hanotaux fuhr entschlossen fort in seiner Politik, und erst sein Rücktritt, seine Ersetzung durch Delcassé machte den Rückzug von Faschoda möglich: Frankreich begann, nach Englands Pfeife zu tanzen. Sieben Jahre später, 1905, war der Kurs der französischen Politik schon so klar, daß nur einzelne Stimmen der öffentlichen Meinung Frankreichs, wie die oben angeführte E. Judets, auf das Gefährliche des Weges hinzuweisen wagten. Ein Blatt wie der Matin erzählte im Oktober 1905, daß Delcassé im Ministerrat erklärt habe, er besitze von englischer Seite die vorläufig mündliche Zusage, daß England in einem Kriege gegen ein angreifendes Deutschland der französischen Regierung durch eine Beschlagnahme des Kaiser Wilhelm-Kanals und die Besetzung Schleswig-Holsteins mit 100,000 Mann beistehen werde. Wohl bedauerte die französische Regierung diese Enthüllungen Delcassés, wohl leugnete das Reutersche Bureau ihren Inhalt, aber es folgte doch unmittelbar darauf der Besuch eines englischen Geschwaders in Brest und dessen Erwiderung durch ein französisches Geschwader in England und, nicht genug damit, der Besuch König Eduards VII. bei diesem Dankgeschwader, der sein besonderes Gepräge dadurch erhielt, daß dieser grimmigste Hasser Deutschlands den französischen Marineoffizieren seine herzlichsten Wünsche für das Einvernehmen zwischen den beiden Mächten, Frankreich und England, aussprach: eine offenkundige und deutliche Drohung an die deutsche Adresse. Ueber die dritte der genannten Etappen auf dem Wege Frankreichs, über den Weltkrieg selbst, braucht man kein Wort zu verlieren: alle Vernunft ging unter in der wahnwitzigen Hoffnung auf das eine Ziel, die Vernichtung Deutschlands. Delcassé, der Gestürzte von 1905, wurde wieder Herr am Quai d'Orsay und blieb es, bis die diplomatischen Mißerfolge der Verbandsmächte im Nahen Osten ihn stürzten; der Matin wurde der wildeste Kriegshetzer und der leichtsinnigste, niederträchtigste aller Kriegslügner und Verleumder, und niemand anders als der Mann, der 1895 den Mut gehabt hatte, im Namen Frankreichs England offen entgegenzutreten, Gabriel Hanotaux, schleuderte jene haßerfüllte Drohung in die Welt, die an Eindeutigkeit nicht mehr übertroffen werden konnte: „Wir wollen nicht den Kölner Dom zerstören, wohl aber alle deutschen Fabriken, Warenhäuser, Banken, Maschinen und Bahnhöfe." Das war der englische Vernichtungsgedanke, von einem Franzosen ausgesprochen, in reinster Form, Frankreichs Tanz nach Englands Pfeife im rasendsten Takt.

Wenn irgendwo in der Welt Männer die Geschichte machen, so in Frankreich. In Deutschland bürgt die monarchische Spitze für den ebenmäßigen Gang der Staatsmaschine und die Sachlichkeit ihrer Lenker. In England lebt der britische Staatsgedanke in jedem einzelnen, und seine Führer folgen rücksichtslos stets dem, was sie als britisches Lebensinteresse erkannt haben, mit dem einzigen Bestreben, mit möglichst wenig Einsatz möglichst viel zu erreichen. Ob liberal oder konservativ, sie werden sich niemals bestimmen lassen durch irgendwie sentimentale Empfindungen. In Frankreich kommt es ausschließlich an auf die Persönlichkeiten der führenden Männer, auf ihre Liebe und ihren Haß, Sachlichkeit ist Nebensache. Frankreich ist dasjenige Land der Erde, das am meisten den subjektiven Empfindungen der führenden Männer ausgeliefert ist. Wie Frankreich 1870 Deutschland den Sieg nicht vergeben konnte, den die Deutschen vier Jahre zuvor bei Königgrätz erfochten hatten, einen Sieg, der Frankreich gar nichts anging, es weder reicher noch ärmer gemacht noch irgendwie beleidigt hatte, so konnte es 43 Jahre lang nicht den Sieg von Sedan vergeben und die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens. Schon Gambetta hoffte auf die „immanente Gerechtigkeit" der Dinge, und berühmt ist seine Formel: „Wir wollen nie davon sprechen, aber immer daran denken", und der erste Präsident der dritten Republik, Adolphe Thiers, verhehlte bereits 1873 dem deutschen Botschafter Grafen Harry Arnim gegenüber nicht die Hoffnungen und Ansprüche Frankreichs: „Wenn eines Tages Deutschland in Verlegenheiten mit andern Mächten verwickelt werden sollte, so würde der Augenblick gekommen sein, diese Rechnung zu regeln." Thiers freilich dachte vornehmlich an eine friedliche Revanche, wenigstens sozusagen friedliche Revanche, indem er Frankreichs Nichtbeteiligung an der Erledigung von solchen zwischen Deutschland und andern Mächten etwa möglichen Verlegenheiten abhängig machte von einer freiwilligen réparation des 1870/71 erlittenen „Unrechts". Als Adolphe Thiers diese Formel der Entschädigung Frankreichs für den Verlust von Elsaß-Lothringen fand, sprach er zugleich, bewußt oder unbewußt, aus, daß Frankreichs Revanche nicht mehr möglich sein werde in einem Zweikampf Deutschland-Frankreich, sondern allein dadurch, daß Frankreich sich bemühte, die Frage der Rache für Sedan zu einem europäischen Problem zu erheben. Die Entwicklung der Jahre seit 1873 hat die Wahrheit dieses Gedankens, der bei Thiers vielleicht nur ein Gefühl war, bewiesen. Als Frankreich wieder bündnisfähig geworden war, verband sich der am meisten demokratische Staat in Europa mit dem am schärfsten absolutistischen; der politischen Entente zwischen Frankreich und Rußland vom Jahre 1891 folgte 13 Jahre später die Entente cordiale zwischen Frankreich und England dank den Bemühungen Delcassés, und die Ausgestaltung des englisch-französischen und des französisch-russischen Bündnisses zum Dreiverband, der den Auftrag der Revanche auf dem Boden eines europäischen Problems ermöglichte. War Eduard VII. der Mann, der bewußt und mit schärfster Folgerichtigkeit die Einkreisung Deutschlands betrieb und zu diesem Zweck überall Landsknechtsstaaten warb, so wurde in Frankreich Delcassé derjenige, der besser als jeder andere, bereitwilliger, als ein Engländer selbst es hätte tun können, Frankreichs Volkskraft wie Frankreichs Diplomatie dem englischen König zur Verfügung stellte, zu allem und jedem Unternehmen, zu jeder Gefolgschaft, wenn der Speer sich nur gegen den verhaßten Nachbar im Osten richtete. Und der Mann wiederum, der als Präsident wie kein anderer geschaffen war, die Hoffnungen Frankreichs mit großen Worten zu nähren und sein Volk in der Schicksalsstunde den Weg ins Dunkle zu stoßen, wurde Raymond Poincaré, der eitle Lothringer, der Demokrat, dessen weihevollste Stunde in seinem reicherfüllten Leben war, als er in Peterhof feierlich empfangen wurde und einige Stunden lang sich in dem Glanz eines kaiserlichen Hofes baden konnte, der ihm zu Ehren in voller Pracht entfaltet war. Der ehrgeizkranke Mann hatte schon lange, bevor er zur höchsten Stufe in Frankreich emporstieg, ahnen lassen, wie er über die Revanchefrage dachte und was sein Hauptziel in der auswärtigen Politik wäre. Als er im Dezember 1909 in die Akademie aufgenommen wurde, konnte er sich nicht versagen, durch einen gefühlvollen Hinweis auf die Liebe zu seiner engern Heimat und auf die Hoffnungen, die er für sie hegte, auf die entzückten Ohren und Herzen seiner Zuhörer zu wirken. Poincaré sorgte dafür, daß auf Englands Wunsch Rußland die französischen Milliarden erhielt, um seine strategischen Bahnen gegen den Osten des Deutschen Reiches zu bauen; Poincaré ist der Mann des Dreijahresgesetzes gewesen, der großen Rüstung des „friedlichen" Frankreichs gegen das „militaristische" Deutschland.

Es ist immer von Wert, Verbündete unter sich zu beobachten. So mag hier an einen Brief erinnert werden, den die englische Wochenschrift New Statesman am 20. Juni 1914, also acht Tage vor der Ermordung Franz Ferdinands, abdruckte. Er bezog sich auf die Vorgänge der Ministerkrise in Frankreich zu Anfang Juni 1914, nannte Viviani, auf den Poincarés Wahl damals fiel, einen politischen Abenteurer von der Sorte Briands, und fuhr fort: „Ueberdies steht hinter Herrn Viviani Herr Poincaré, und hinter Herrn Poincaré steht Herr Iswolski, der russische Botschafter", ein Hinweis, der — er ist einer unter unzähligen — auf den engen Zusammenhang der Vernichtungsarbeit gegen Deutschland in den Ländern des Dreiverbands deutet. Ein Mann wie Iswolski war für Poincaré ebenso angenehm und in Paris ebenso angebracht und unentbehrlich wie Delcassé in Petersburg, beide willige Diener Englands: Delcassé aus Ueberzeugung und rachekrankem Haß, Iswolski aus gekränkter Eitelkeit — er konnte dem Grafen Aehrenthal und Oesterreich nicht die Niederlage in der bosnischen Krise vergeben, und er hatte dann einsehen müssen, daß der Weg seiner Rache nach Wien über Berlin führe. Ueber beiden, Iswolski und Delcassé, aber stand der ruhmsüchtige Präsident, der so gern seinen Namen mit der geschichtlichen Tatsache verbunden gesehen hätte, Frankreich Elsaß-Lothringen wiedergeschenkt zu haben: Poincaré liberator! Solche Männer persönlichster Politik waren Wachs in den Händen der englischen Staatsmänner der Einkreisungspolitik, sie konnte man gebrauchen, wenn es darauf ankam, das französische Volk als Söldner gegen Deutschland zu gebrauchen. Sie und Männer wie Deschanel, der dem bekannten Publizisten Edouard Hervé 1900 in der Akademie den Seherblick der Zukunft nachrühmte, weil er bald nach 1870 auf den Tag des kommenden Zusammenstoßes zwischen der slawischen und der germanischen Welt hingewiesen und betont hatte: „Wir werden alsdann, vielleicht ohne das Schwert zu ziehen, Metz zurückgewinnen und an der Donau den Rhein zurückerobern können." Deschanel und Barthou, der als Bautenminister im Juni 1909 bei einem Besuch des lothringischen Grenzdepartements erklärte: „Bürger des Ostens! Ich fühle mein Herz mit dem eurigen schlagen; in eurer Mitte fühlt man in sich unbesiegbare Hoffnungen"! Oder Clémenceau, der den möglichen Gegensatz verschieden gebildeter Mächtegruppen in der Aurore am 27. November 1908 erwog und fragte: „Glaubt man nicht, daß wir an einem solchen Tage in Bereitschaft sein müssen, um unser Recht (das Recht auf Elsaß-Lothringen natürlich) zu fordern?" Clémenceau, der darauf antwortete: „Was mich betrifft, so zögere ich nicht, darauf Ja zu antworten". Wem das nicht deutlich genug ist, der nehme Clémenceaus Worte in der Dépêche de Toulouse vom 18. November 1904 hinzu: „Gleich in den ersten Tagen des Bündnisses mit Rußland habe ich mir erlaubt, zu sagen, daß, wenn wir eine Annäherung zwischen Frankreich und Rußland zustande bringen können, die preußische Hegemonie bald im Niedergang sein würde. Seitdem hat die feindliche Stellung des englischen Volkes gegen Deutschland sich in so lebhafter und andauernder Weise offenbart, daß die Annäherung an Frankreich wesentlich erleichtert wurde. Es erübrigt nun noch, den zweiten Teil des Werkes zu vollbringen. Deutschland ist zweifellos mächtiger als 1870. Aber das Europa von heute ist auch nicht mehr das Europa von damals. Wo sind die, auf welche Wilhelm II. als seine „aufrichtigen" Bundesgenossen als Freunde in jeder Prüfung zählen kann? Die Stunde der „glänzenden Vereinsamung" naht vielleicht". Es möge genug sein der Beispiele; der Männer wie Delcassé, Deschanel oder Clémenceau gibt es zu viel in Frankreich: sie haben alle in das eine Horn, das der Rache für Sedan, geblasen, und haben alle, wie Clémenceau, um das zu erreichen, das russische Bündnis gepflegt und das englische erstrebt, und bei jeder Gelegenheit, mehr oder minder offen, es gemacht wie der ungeduldige Graf de Mun im Frühjahr 1913, der die „entscheidende Stunde" noch im Lauf des Balkankriegs kommen wähnte, an Edouard Hervé und Deschanel und deren Worte mahnte, daß man an der Donau der Rhein zurückgewinnen könne, und mit aller Entschiedenheit als Schlußpunkt dahinter setzte: Fiat, es möge geschehen! Wem aber alle diese Aeußerungen noch zu wenig wiegen, der greife zu den halbamtlichen Fanfaren wie in der France Militaire, dem militärischen Fachblatt, vom 17. Januar 1912: „Die Stunde ist da, wo Frankreich das Verlorene wiedergewinnen muß. Frankreich hat — es ist wichtig, das laut zu sagen — alle Kraft an eine Entscheidung zu setzen, von der es wünschen muß, daß sie schleunigst falle". Oder vom 20. Juni 1912: „Der Krieg wird kurz sein, denn Deutschland wird schon mit dem ersten Schlag zerschmettert werden". Auch hier sind die Beispiele zahllos. Sind sie ein Beweis dafür, daß, wie Frankreich es während des Kriegs immer wieder beteuert hat, es zur Friedenszeit keinen sehnlichern Wunsch gehabt habe, als mit Deutschland in „freundnachbarlichen Beziehungen" zu leben?

Der Deutschenhaß aus gekränktem Ehrgefühl, aus verletztem Stolz hatte die Franzosen im Laufe weniger Jahrzehnte mit Blindheit geschlagen, sie vermochten nicht mehr so klar zu sehen wie Alexis de Tocqueville, der große französische Publizist, es noch um die Mitte des XIX. Jahrhunderts vermochte. Es lohnt sich, einmal zu blättern in seinen Lebenserinnerungen und nachz